

LUDWIG RÜBEKEIL, *Diachrone Studien zur Kontaktzone zwischen Kelten und Germanen*. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, Band 699. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2002. IX und 498 Seiten.

Den gewichtigen Band nimmt man mit hohen Erwartungen in die Hand. Es ist immer zu begrüßen, wenn ein Germanist sein Fach nicht nur als ›Wissenschaft von der hochdeutschen Sprache und Literatur‹ auffasst; erfreulich ferner, dass sich wieder einmal ein Autor auf das schwierige Thema der keltisch-germanischen Kontakte einlässt. Ludwig Rübekeil, bereits durch seine Dissertation (*Suebica, Völkernamen und Ethnos*. Innsbruck 1992) als Kenner des Themas ausgewiesen, hat sich seitdem intensiv (vgl. auch den Handbuchartikel ›Völkernamen Europas‹. In: E. EICHLER u. a. [Hrsg.], *Namenforschung* Bd. 2 [Berlin, New York 1986] 1330–1343) mit dem komplexen Problem der ›Völker zwischen Germanen und Kelten‹ (so der berühmte Titel von HACHMANN-KOSSACK-KUHN, Neumünster 1962) befasst. Das hier anzuzeigende Werk, wohl seine Habilitationsschrift (das wird nirgends gesagt, aber vgl. die Fußnote in der Zusammenfassung von Kap. III in den Beiträgen zur *Namenforschung* Bd. 38, 2003, 25–42), verknüpft nur locker, jedoch durchaus komplementär, drei recht disparate Themenbereiche.

Nach Vorwort und Einleitung behandeln Kap. II (S. 13–180) das Verhältnis der Namen *Hessi*, *Chatti* und *Volcae*; Kap. III (S. 181–303) die ›Herkunft Wodans‹, Kap. IV (S. 304–400) die Namen auf *-varii*. Resumiert wird das Ganze in Kap. V (S. 401–453), abgerundet durch ausführliche Indices usw. (S. 436–498). Eine klar und knapp formulierte Zusammenfassung der eigentlichen Ergebnisse fehlt leider.

Der Verfasser (Schüler des Runenforschers H. Klingenberg) steht, wie sich trotz gelegentlicher Distanzierungsversuche herausstellt, der vor allem von O. Höfler geprägten ›Wiener Schule‹ sehr nahe. Die drei Hauptthesen sind: ›Die Chatten sind ... ursprünglich keltische *Volcae*‹ (so wörtlich S. 420), *Wotan*, **Wōðinaz* < **uātinō*- ›Gott der *Vātes*‹ ist der germanisierte kelt. *Lugus*, die Namen auf *-varii* ›Wehrer, Verteidiger‹ bezeichnen neue

Stämme. Das letztere mag plausibel sein, und der Versuch, schwierige Probleme mittels kombinierter Methoden benachbarter Fächer (vor allem Archäologie, Alte Geschichte, Germanische und Keltische Sprachwissenschaft, historische Soziologie) anzugehen, ist sicher richtig. Der einzelne Forscher begibt sich dabei jedoch in große Gefahren, da er in der Regel nicht über ausreichende Kompetenzen verfügt, die in der Literatur vorgefundenen Thesen mit der nötigen Kritik zu beurteilen. Gefährlich werden an sich wichtige und richtige Grenzüberschreitungen (im Falle der Archäologie kommt die Methodenpluralität dazu), wenn der Vertreter einer Wissenschaft versucht, auf dem Gebiet einer anderen eigene Thesen zu entwickeln. Das geht häufig nicht gut, wie hier vor allem in Bezug auf das Keltische deutlich wird (s. u.). Der Verfasser demonstriert stupende Belesenheit und tritt mit sehr hohem Anspruch auf. (Bisweilen lässt er sich zu herablassenden Äußerungen über verdiente Gelehrte oder zu ungangssprachlicher ›Schnoddrigkeit‹ hinreißen.) Der Versuch, der Komplexität der jeweils behandelten Frage dadurch gerecht zu werden, dass möglichst alle Verästelungen behandelt werden, ist löblich, aber in der Praxis mit schweren Nachteilen belastet, da eine angemessene klare Darstellung einzelner Thesen dadurch meist stark beeinträchtigt wird. Vielleicht ist auch die Überfülle der mit hoher Vorstellungskraft entwickelten Verbindungen und Identifikationen daran schuld, dass einzelne ansprechende Ergebnisse unter der Masse der Spekulationen verschwinden. Denn darum handelt es sich: ein imposantes Gebäude aus unzähligen Hypothesen, häufig geistreichen Spekulationen, das leider eines tragfähigen Fundaments entbehrt. Beinahe jede Seite des dicken Buches müsste kommentiert werden, sollten alle Fragwürdigkeiten relativiert, alle Fehler korrigiert, alle nur unzureichend oder gar nicht abgesicherten Schlüsse bezweifelt werden. Es fällt auf, dass für manche indogermanistische und keltologische Behauptung keine Referenz angegeben wird (so z. B. Fn. 58); in der umfangreichen Bibliographie bleiben empfindliche Lücken (z. B.: H. AMENT, Die Ethnogenese der Germanen aus der Sicht der Vor- und Frühgeschichte. In: W. BERNHARD / A. KANDLER-PÄLSSON [Hrsg.], Ethnogenese europäischer Völker [Stuttgart, New York 1986] 247–284; X. DELAMARRE, Dictionnaire de la langue gauloise [Paris 2001]; D. GEUENICH, Die Personennamen der Klostergemeinschaft von Fulda [München 1976]; M. JACOBY, Wargus, vargr, ›Verbrecher‹, ›Wolf‹, eine sprach- und rechtsgeschichtliche Untersuchung [Uppsala 1974]; V. KRUTA, Les Celtes [Paris 2000]; B. SCHLERATH, Georges Dumézil und die Rekonstruktion der indogermanischen Kultur. Kratylos 40, 1995, 1–48 und 41, 1996, 1–67; mehrere Arbeiten von P. SCHRUIJVER; J. WEITENBERG, The meaning of the expression ›to become a wolf in Hittite. In: Perspectives on Indo-European Language, Culture and Religion, McLean, Va. 1991, 1 189–198; die Angaben zu Zwicker sind unvollständig; Bde. 2 und 3 sind bis 1936 in Bonn erschienen). Das ist natürlich nicht dazu angetan, Vertrauten etwa in die archäologischen oder althistorischen Thesen des germanistischen Verfassers zu wecken.

Zur Illustration sei im Folgenden eine kleine Auswahl von Monenda gegeben. S. Feist werden »ausgerechnet im Bereich der Sprachwissenschaft elementare Fehler« (S. 4)

vorgeworfen, ohne dass auch nur ein begründender oder erläuternder Hinweis gegeben würde. Den großen, seine Zeitgenossen weit überragenden Georges Dumézil einen »gelernte[n] Indogermanist[en]« (S. 5) zu nennen, scheint mir beinahe eine Frechheit: Dumézil war gewiss von Hause aus Indogermanist, aber ein ebenso bedeutender Religionswissenschaftler und Kaukasologe, hatte zudem Semitistik und vieles andere studiert; in der vergleichenden indogermanischen Literaturwissenschaft (vgl. dazu REZ., Kratylos 48, 2003, Kap. 0.3, S. 2 f.) sucht er seinesgleichen. Für keltische Etymologien ist weniger Birkhan als die einschlägigen Wörterbücher, vor allem das von J. VENDRYES begonnene *Lexique étymologique de l'irlandais ancien* (Paris, Dublin 1959 ff.) zu benutzen (passim): So ist die Erörterung von air. *cass* usw. (S. 20 u. Anm. 58) unrichtig. Unberechtigt ist der Einwand, im Altirischen sei ein Reflex des »Schwa« von »**k₃s-d^hh₁-to* > **kəs-dhə-to*« (Fn. 63) zu erwarten: Bekanntlich schwinden Laryngale in Komposita häufig. Wiederholt wird ein Name als »Selbstdeutung« (S. 21), »Selbstbenennung« (S. 25) o. Ä. (passim) bezeichnet, ohne dass für eine solche Auffassung Argumente vorgelegt würden. Der etymologische Anschluss von got. *hatis* ›Hass‹, usw. an altind. *kadanam* (sic – indoiranische Lexeme sind in der Stammform zu zitieren, also besser *kadana-* [n]) wird gegen den Rat der Fachleute (vgl. M. MAYRHOFER, Etymologisches Wörterbuch des Altindoirischen [Heidelberg 1986–2001] III, 53) als »besser« bezeichnet (S. 27); für die bei gleicher Gelegenheit vorgebrachte Behauptung, toch. A *kat* ›Vernichtung‹ sei ein Lehnwort aus dem Altindischen, fehlt jede Begründung. Das Wort ist nur zweimal, nämlich in der festen Fügung *kat yam* ›*kat* machen‹, lt. Kontext ›beschädigen, zerstören‹ o. Ä., belegt, so dass schon die Wortart (Substantiv oder Adjektiv) keinesfalls gesichert ist; wäre die naheliegende etymologische Verknüpfung mit dem Skt.-Wort richtig, dürfte es sich eher um gemeinsames Erbe handeln. Unverständlich bleibt, wieso altind. *vatsā* ›Kalb‹ die »Stimmloswerdung des vorausgehenden Okklusivs« (Fn. 89) illustrieren kann, da es doch, wie das (mit falschem Akzent) zitierte gr. *φέτος* zeigt, bereits idg. *-t* enthält. S. 28–30 häufen sich Leerverweise auf einen Festschriftbeitrag des Verfassers: Leserfreundlicher wäre es gewesen, z. B. die bloß erwähnten ndl. und ndt. Fortsetzer des Verbum **hatsjan* tatsächlich zu nennen (S. 30). Bei dem Zitat aus Sidonius Apollinaris (Fn. 159) handelt es sich um Verse! Unklarheit scheint bezüglich des sog. Tau gallicum zu herrschen: Es wird promiscue mit *θθ* und *δδ* wiedergeben (z. B. S. 59–60). Keine dieser Transkriptionen entspricht jedoch dem Lautwert der entsprechenden Schreibungen im Gallischen: Hier wird heute nur mit [ts] und [st] gerechnet. Die sog. Blattkrone frühkeltischer Plastiken wie etwa der Figur vom Glauberg (ca. 500 v. Chr.) mit den angeblichen »hochgezüchteten Frisuren« (S. 68) der postulierten »chattischen Berserker« (S. 69) in Verbindung zu bringen, erscheint absurd angesichts der dazu erforderlichen Mode-Kontinuität über ein halbes Jahrtausend. Vehement vertritt der Verfasser die Gleichsetzung der Altenburg bei Niedenstein nahe Kassel mit dem antiken Matium (S. 69–72 u. ö.); das ist ein Kernpunkt seiner Chatten-These. Die Theorie stammt aus dem Jahr 1930 und wird heute von Archäologen allgemein bezweifelt (vgl. den Handbuchartikel von M. LAST in RGA² I, 1970,

205–209; vom Verfasser nicht zitiert). Wieso nur »ein Teil der modernen Forschung« die *Belgae* »als keltisch ansehen will« (Fn. 267), bleibt unklar; schließlich ist das die *communis opinio* seit Caesar. Allenfalls Germanisten haben bisweilen die *Belgae* als Germanen aufgefasst. Hier und im Folgenden fällt wiederholt auf, dass die neuere Forschung zu den Kelten in den Niederlanden (Toorians, Schrijver) nicht zur Kenntnis genommen wurde (vgl. etwa R. HOFMAN u. a., *Kelten in Nederland* [Utrecht 2000]). Fn. 280 wird G. Schütte die Ansicht zugeschrieben, ein kelt. **apia* »Insel, Land am Wasser« sei mit kymr. *aber* »Flussmündung« zu vergleichen. Ich habe das nicht nachgeprüft, kann mir aber einen solchen Schnitzer kaum vorstellen. **Apiā* (wohl so) ist zwar nicht belegt, aber immerhin als Ableitung von **ap-* »Wasser« denkbar; kymr. *aber* dagegen stammt bekanntlich aus **sm-b^her-* »zusammenbringen«. Mehr Klarheit wäre auch bei »vier« angebracht: S. 77 behauptet der Verfasser »das berühmte [wieso eigentlich?] got. *fidwor* ... verdankt sein *f-* entweder einer Analogie nach *fimf* »fünf« oder einer Assimilation ans [sic] inlautende *w-*«. Es handelt sich, genau wie beim entsprechenden gall.-brit. Numerale (gall. *petuar-*, *petru-*; kymr. *pedwar*; bret. *pevar*) um eine (wegen Erhalt des *p-* nachurkeltische) Fernassimilation oder -dissimilation von *k^u...^up>...^u:*k^ue^uores > *pe^uores*. Umgedreht ist die Entwicklung bei »fünf« im Italischen gelaufen, wo eine Assimilation **penk^ue > *ken^ue* (lat. *quinque*, osk.-umbr. *pumpe*) ergab (so auch im Goidelischen, daher ir. *coic*). Fn. 299 und Fn. 323 wird dem Keltischen ein Nom. Sg. **riks* zugeschrieben: Richtig ist nur *rixs-* die Schreibungen mit *-x* sind klar lateinisch. Bei den »keltischen« Deutungen von Stammesnamen im Anschluss an Much u. a. geht vieles arg daneben: »Meiner Meinung nach liegt, wesentlich plausibler [sic], ein Kompositum aus **epet-* und der Partikel *-su* »gut« zugrunde« (S. 80/81) ist ganz unhaltbar. Erstens gibt es kein **epet-*, und zweitens steht das Adverb (keine »Partikel«) *su-* ausnahmslos immer an erster Stelle eines Kompositums. Der Personennamen *Eposognatus* stützt die Theorie des Verfassers von einem angeblichen gall. **epodos* nicht; er kann nur als *Eposognatus* analysiert werden, bedeutet also wohl »gut bekannt mit Pferden«. Damit ist auch die Aussage hinfällig, »gall. **epet-* bezeichnete keinen Stamm, sondern als Appellativ den berittenen Kriegeradel innerhalb des Stamms« (S. 82, 384). Ebensowenig bedeutet *Usipetes* »gute Reiter (Ritter)« (Fn. 311 und S. 84), da es das angebliche gall. **us-* »gut« schlichtweg nicht gibt. Benutzung keltologischer Fachliteratur, vor allem von P.-Y. LAMBERT, *La langue gauloise* (in der Bibl. aufgeführt) und des Wörterbuchs von X. DELAMARRE (a. a. O.; beide jetzt in 2. Auflage 2003), hätte das verhindert. Somit sind auch die *Canninefates* kein »germanisches Analogon« zu *Usipetes*. Der Deutungsvorschlag von P. SCHRIJVER (in: HOFMAN u. a., a. a. O., 75–82) wird überhaupt nicht erwähnt. Die Art von Rubekeils keltisch-germanischer Sprachwissenschaft kann kaum anders als phantastisch genannt werden; weitere Auflistungen erübrigen sich.

Mit den Textinterpretationen und anschließenden religionswissenschaftlichen Deutungen sieht es leider nach meinem Eindruck nicht viel besser aus. Die vielfach gebrauchten bekräftigenden Adverbien (»offenbar«, »problemlos«) und Selbstversicherungen (beinahe penetrant

das ständige »wie schon gesagt«) vermögen kaum, die Überzeugungskraft der kühnen Gleichsetzungen des Verfassers zu erhöhen. Die bei Tacitus beschriebene Haartracht der Chatten hat im Anschluss an Weiser und Höfler »sakrale Wurzeln« und verrät ein »Weihekrieger-tum« (S. 108); ähnlich: »Die Funde vom Glauberg haben bereits gezeigt, daß der chattische Eisenring (zumindest ursprünglich) als Gegenstück zum goldenen fürstlichen Prunkring konzipiert war« (S. 139). Alle diese Spekulationen sind leer, da sie weder bewiesen noch widerlegt werden können. Die Rückprojektion altnordischer (d. h. mittelalterlicher) literarischer Figuren wie der *Berserkir* ins germanische Altertum halte ich für äußerst fragwürdig, u. a. da keinerlei sprachliche Kontinuität einschlägiger Begriffe nachzuweisen ist. Schon die Deutung der altnordischen Figuren ist aus gutem Grund äußerst umstritten. Wikinger und Berserker sind nicht einfach gleichzusetzen, die angebliche »nahe Verwandtschaft zwischen Wikinger- und Berserkertum« (Weiser, zustimmend zit. S. 125) ist einfach falsch. Natürlich werden auch die ir. *Fianna* mit den Berserkern gleichgesetzt, was wiederum vielfach Anlass zu keltologischen Aussagen gibt, die alles andere als gesichert sind. Haucks Deutungen bildlicher Darstellungen auf Brakteaten und Bildenkmälern sind dem Verfasser sehr willkommen, da sie die chronologische Lücke verringern; sie können jedoch keinesfalls als gesichert und allgemein anerkannt gelten.

Der zweite Teil über *Wotan* (das ist die deutsche Namenform, nicht mit *-d-*) überrascht mit einer Fülle von Gleichsetzungen (Loki = Odin, 183; Gwydion = Lug 202; Dii Casses = Lugoves 208; Gaut = Wodan 210; Dis Pater = Sucellos 230), einer neuen Gottheit (**Istuz*, 184, 246 f. »Wahrheit« oder (sic) »der Wahre«, 426 sogar ohne Asterisk), falschen Übersetzungen (**Su-kellos* »heilvol-le[r] Schläger«, 188; **reud^ho-* »im Gallischen ... »stark«, 188). Was über die gallischen Götter gesagt wird, beruht z. T. auf Dumézilianischen Deutungen und berücksichtigt neuere Fachliteratur (N. JUFER / TH. LUGINBUHL, *Répertoire des dieux gaulois* [Paris 2001]; B. MAIER, *Die Religion der Kelten* [München 2001]) nicht. Die etymologischen Erörterungen über *Esus* zeigen z. B. deutlich, dass sich der Verfasser selbst unbehaglich dabei fühlt. Methodisch falsch ist die Forderung »Sollte man aber schlußendlich [sic] in Betracht ziehen, daß der Namen *Esus* mehrere Deutungsmöglichkeiten offen hielt [sic]« (S. 198). Es gibt immer nur eine richtige Etymologie; häufig ist sie allerdings noch nicht gefunden. Der *tarvos trigaranos*, angeblich »Dreikranichstier« (S. 200), tritt auch mehrfach ohne Vögel auf; er könnte durchaus auch ein »Stier mit drei Hörnern« gewesen sein, wie ihn etwa die Statuette von Autun zeigt (abgebildet u. a. in REZ., *Three Welsh etymologies*, CMCS 14, 1987, 61–67, Photo gegenüber S. 47). Berechtigte Kritik an Dumézil (S. 205) hätte besser begründet werden können, wenn neuere Fachliteratur (SCHLERATH a. a. O.) zur Kenntnis genommen wäre. Die Erörterung von *Marsi*, *Marsus*, *Marosi* (S. 216–218) zeigt wiederum eigentümliche Vorstellungen. Es ist richtig, dass von *s*-Stämmen thematische Ableitungen gebildet werden können; aber dass von einem *o*-stämmigen Adjektiv *māro-* zuerst ein *s*-Abstraktum **māros-* und dann sekundär **mār-s-o-* gebildet worden wäre, ist chronologisch ganz unwahrscheinlich. Die *s*-Stämme sind älter als die *o*-Stämme und in den meisten

Zweigen des Indogermanischen, so auch im Germanischen und Keltischen, nicht produktiv. Die angeführte Parallele **meġh₂-o- > *meġh₂-so- <* altir. *mass* ist nicht richtig rekonstruiert: idg. *meġ-eh₂-* ›groß‹ ist ein Laryngal- (also Konsonant-)stamm; es bildet kein -o-Adjektiv, sondern einen -nt-Stamm *meġh₂-ont-*, der vom s-Abstr. *meġh₂-es/os-* unabhängig ist. *Marsi* »Die Großen, Herrlichen« ist damit nicht zu beweisen, auch nicht mit Hinweis auf altir. *márain* ›verherrliche‹ (Fn. 985): Das ist einfach ein denominatives Verb ›mache groß‹ (: *már, mór* ›groß‹). Ärgerlich ist es, bei der Suche nach Belegstellen für Aussagen zur irischen Mythologie nur Hinweise auf dubiose Literatur (in Fn. 1342 einmal als solche erkannt) zu finden (Fn. 1037) oder wiederum auf sekundäre oder gar noch niedrigerrangige Quellen verwiesen zu werden (Fn. 1068, 1109). Während lateinische und skandinavische Quellentexte oft in großer Länge wiedergegeben werden, fehlen entsprechende altirische (S. 211). Beherrigung von MAIER (a. a. O.) hätte viele, allzu spekulative Thesen verhindert. Für methodisch bedenklich halte ich Grundsätze wie: »Die Semantik einer solchen Bildung kann man nach rationalistischen Thesen als nebulös bezeichnen; sie kann aber ebenso gut als absolut und allumfassend gelten – wie man es für eine Gottheit erwartet ...« (S. 247 f.). Der erste Teil des Satzes ist wohl als Abwehr von Kritik gedacht und könnte fast als diffamierend empfunden werden; der zweite Teil verrät eine m. E. unwissenschaftliche Beliebigkeit. Sicher falsch ist die Meinung, bei der Benennung des idg. Himmelsgottes als ›Vater‹ handle es sich »vor allem um einen Göttervater« (S. 252), wie schon das homerische *πατήρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε* zeigt. Der Verfasser sagt nirgends, was für ihn *Oll-* in dem altir. *GN Ollathir* genau bedeutet. Es befremdet, die Namen in den Urkunden des Klosters Fulda nach Müllenhoff 1865 zitiert zu sehen (Fn. 255) statt nach Geuenich [s. o.]. Kelt. **uā-tu-* kann unmöglich zu **uet-* gehören (S. 258 f., Fn. 1219). Caesars *neque sacrificii student* ist m. E. mit »bringen keine Opfer dar« überspitzt und damit falsch übersetzt (S. 264): Es besagt wohl einfach, dass die Germanen nicht so häufig, so viel oder so förmlich opfern wie die Römer. Dass Strabo von einem »Priester der Chatten« spricht, beweist nichts für ein organisiertes germanisches Priestertum; er schrieb ja für griechische und römische Leser und musste klassische Begriffe verwenden. Völlig aus der Luft gegriffen ist die kapitelschließende Suggestion des Verfassers: »Womöglich aber trug *Libes* die Amtsbezeichnung **uā-tis-*« (S. 265). Die vom Verfasser vertretene Herleitung des Namens *Wotan/Óðinn* scheitert m. E. schon daran, dass als älteste germanische Form nicht **Wōdinaz*, sondern **Wōdanaz* anzusetzen ist, wie der fehlende i-Umlaut zeigt. Das -i- von altisl. *Óðinn* ist unbestreitbar; ae. *Wōden* weist auf **-inaz*; daneben stehen jedoch ae. *Wōden* und nordische Formen, die eher **-anaz* fortsetzen, wie altschwed. *Ofan, Ofon* (altschwed. allerdings auch *Ofin* = altisl. *Óðinn*). Die Formen mit i-Suffix sind m. E. analogisch zu erklären (das gilt auch für *Ullinn* neben *Ullr*), etwa nach den Partizipia (vgl. W. KRAUSE 1948, Altwestnordische Grammatik [Halle 1948] § 50.1b Anm. 1; vom Verfasser in Fn. 1190 abgelehnt). Der Gottesname ist gewiss bislang nicht überzeugend etymologisiert. Man hätte sich eine klarere Analyse der formalen Möglichkeiten gewünscht, bevor weitreichende kultur- und religionsge-

schichtliche Deutungen ansetzen. Die Formulierung »Wenn zu **uet-* gehörig, ginge gall. *uātu-* lautgesetzlich auf ein idg. Abstraktum **uōtu-* zurück« (Fn. 1219) ist kaum richtig: Idg. Abstrakta werden häufig mit den Suffixen **-ti-* und **-tu-* (darüber gibt es grundlegende Arbeiten, die der Verfasser nicht herangezogen hat) gebildet. Ein **uōtu-*, das zu **uet-* gehörte, müsste also als **uōt-u-* analysiert werden und wäre gewiss kein Abstraktum. Die Standardannahme, in dem Namen liege das idg. ›Herrschersuffix‹ **-h₂no-* vor, wird dahingehend korrigiert, dass ihm nur eine ›Zugehörigkeitsfunktion‹ zukomme. Hier wäre auch auf H. RIX, Lat. *patronus, matrona, colonus, pecunia*. In: Indogermanica Europaea [Graz 1989] 225–240, zu verweisen, der eine differenzierte Betrachtung des Suffixes bietet. Dass der Verfasser sich von Höflers ›Ekstase‹ deutlich distanziert (S. 266 f. mit Anm.), ist anzuerkennen. Wenn er jedoch sofort wieder die angebliebenen Jugendbänden und das Berserkertum, das Motiv des ›dreifachen Todes‹ und die Moorleichen, ›Sakralkönigtum‹ und Fruchtbarkeitsrituale in die Genese der urgermanischen Gottesgestalt einbindet, gerät er wohl auch selbst auf einen arg ›rutschigen Holzweg‹ (Fn. 1252). Die Verknüpfung mit dem gall. *Lugus* (selbst eine nur undeutliche Figur, vgl. MAIER a. a. O. 87–90) steht auf tönernen Füßen.

Noch weniger Sicheres wissen wir von *Esus* (vgl. MAIER a. a. O., 91–92). Zu *Nerthus* (Fn. 1363) vgl. jetzt RGA² 21, 2002, 83–89, 234–240. Die Deutung des Ynglingatal (S. 295–303) ist wiederum recht phantastisch; etwaige irische Parallelen erklären sich besser und zwanglos durch wikingerzeitliche (literarische) Kontakte.

Zu den namenkundlichen Ausführungen des dritten Teils wurde oben schon einiges gesagt. Auch hier finden sich Fehler. *Usipi* ist nicht »eigentlich ›gute Pferde‹« (Fn. 1465), vgl. oben zu *Usipetes*. Wo der Verfasser »zweifellos« sagt, ist Vorsicht geboten: So ist das griech. *v* in der Spätantike keinesfalls »im Griechischen« als [*y*] gesprochen worden (Fn. 377), sondern, wie die lat. Orthographie des Gregor von Tours hinlänglich zeigt, als [*i*]. Idg. ›Vater‹ ist nicht »**ph₂-tér-*« (Fn. 1773), sondern **ph₂tér-*; es wird auch nicht »gewöhnlich« (ebd.) als »agens- Bildung [gemeint ist wohl: nomen agentis] zur Wurzel« von lat. *pasco* angesehen, sondern nur von O. Szemerényi. Dass **-ter-* im Germanischen produktiv sei (implizit 385: *Brukteri* nomen agentis zu **brekan*), wäre noch zu zeigen. Zur beiläufig (als ob es sich um einen allseits anerkannten Begriff handle) und ohne Angabe des Urhebers erwähnten *colluvies gentium* (Fn. 1851) hätte noch auf REZ., Ursprache, Urvolk und Indogermanisierung. Zur Methode der Indogermanischen Altertumskunde (Innsbruck 1990) 22–33 verwiesen werden können, wo der Begriff erläutert und für die Ethnogenese der Indogermanen in Anspruch genommen wird (dort hatte ich leider WENSKUS [1961] übersehen, der jedoch wie ich korrekt auf W. Mühlmann als Urheber verweist). German. **asko-warijōz* (S. 404) statt allenfalls **aska-warijōz* mag ein Druckfehler sein (insgesamt erfreulich wenige); das -o- von lat. *Ascomanni* (: Anord. *ask-maðr*, ae. *asc-mann*) ›Wikinger‹ ist klar latinisierend. Die Deutung als ›Eschenmänner‹ im Sinne von ›Speermänner‹ (Fn. 1888) ist möglich, aber nicht überzeugend: Nicht Speere sind für sie typisch (die haben alle anderen auch), sondern ihre (besonderen) Schiffe! Also steht *askr* ›Esche‹ in lat. *Asco-*

manni, anord. *ask-maðr*, ae. *æsc-mann* für ›Schiff‹, vgl. auch mlat. *ascus* ›kleines Schiff‹.

Die tausend Details der großen Untersuchung sind allzu häufig fragwürdig; daher wohnt dem Ganzen nur wenig Überzeugungskraft inne. Die großzügig angewandte, oft geradezu inklusivierend erscheinende Methode der Identifikation von Namen und Vorstellungen über Sprachgrenzen und vor allem Jahrhunderte hinweg unter Verzicht auf eindeutige etymologische Zuordnungen und klar abgegrenzte inhaltliche Deutungen bewährt sich m. E. nicht. Abgesehen davon ist dem Verfasser allerdings in der grundlegenden These zuzustimmen, dass im Kontakt zwischen Gruppen, die wir nach ihrer Sprache, soweit bekannt, ›Kelten‹ und ›Germanen‹ nennen, über längere Zeit mannigfache Ethnogenesen stattgefunden haben können und aller Wahrscheinlichkeit nach auch stattgefunden haben und dass dabei »der ethnische und soziale Ursprung der neuen Stämme ... verhältnismäßig gleichgültig war«. Das steht schon so ähnlich bei Wenskus 1961 und dürfte im Übrigen gut indogermanischem Brauch entsprechen, wie REZ. 1990 ([s. o.] dort auch ältere einschlägige Literatur) ansatzweise dargelegt hat.

Leider hat es der Verfasser unterlassen, sich mit der Kritik an der Höfler-Schule auseinander zu setzen; vor allem im ›Wodan‹-Teil wird sie vollständig verschwiegen. Das erscheint nicht gerade als Zeichen der Stärke. Eher unwillig muss der Verfasser jedoch einräumen (Fn. 622), dass Klaus von Sees »Versuch, Rechtssprechung und religiösen Kultus voneinander zu trennen«, zwar »nicht vollkommen«, aber – nur so ist die Implikation zu verstehen! – eben doch weitgehend »aufgeht«. Es mag schon sein, dass von Sees Kritik »nicht allgemein angenommen« ist (S. 8); damit ist sie aber nicht entkräftet oder gar schon widerlegt. Eine »Extremposition« muss ja nicht deswegen falsch sein, dass sie Vertretern einer entgegengesetzten Meinung »extrem« erscheint – das ist zunächst nur eine Frage der Perspektive. Es kommt auf die Qualität der Beweisstücke an, die Klarheit der Methode, die Nachvollziehbarkeit der Argumentation. In den Geisteswissenschaften »geht« bekanntlich nichts »vollkommen auf«. Es geht vielmehr darum, Probleme durch geduldige Fragen zu erschließen und nur solche Antworten vorzuschlagen, die methodisch abzusichern und rational nachzuvollziehen sind. Entscheidend ist schließlich die ›kumulative Evidenz‹ (P. THIEME, *The Comparative Method for Reconstruction in Linguistics*. In: D. HYMES [Hrsg.], *Language and Culture in Society* [New York 1964] 585–598; auch in: *Kleine Schriften II*, 1995 [Stuttgart 1995]). Was wirklich als gesichert geltend kann, hat jetzt B. MAIER, *Die Religion der Germanen* [München 2003] mit sicherem, kritischem Blick in gut lesbarer Form dargestellt.

Jeder, der die Geduld aufgebracht hat, sich durch die 435 Seiten und 1995 Fußnoten von L. Rubekeils Werk zu kämpfen, braucht anschließend eine Erfrischung: Ich rate zu der wohlthuend kühlen, klaren und knappen »Antwort an Otto Höfler« von KLAUS VON SEE: »Kontinuitätstheorie und Sakraltheorie in der Germanenforschung« (Frankfurt a. M. 1972). Sie hat, wie aus dem obigen hervorgeht, auch nach dreißig Jahren nichts an Aktualität verloren.